Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder deren Ausgabestellen abgeholt vierteljährlich ℳ 3.—, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 3.75. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich vierteljährlich ℳ 4.50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:
Johannisgasse 8.
Fernsprecher 153 und 222.
Filialexpeditionen:
Alfred Hahn, Buchhandlg., Universitätsstr. 3,
L. Lösche, Katharinenstr. 14, u. Königspl. 7.

Haupt-Filiale Dresden:
Strehlener Straße 6.
Fernsprecher Amt I Nr. 1713.

Haupt-Filiale Berlin:
Carl Duncker, Herzgl. Bayr. Hofbuchhandlg.,
Lützowstraße 10.
Fernsprecher Amt VI Nr. 4603.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig, des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reklamen unter dem Redaktionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen gesetzlich, nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 30.—, mit Postbeförderung ℳ 36.—

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

Nr. 136. | Montag den 16. März 1903. | 97. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 16. März.

Aus dem Reichstage.

Daß Sonnabends, wenn nicht Entscheidungen von ganz besonderer Wichtigkeit zu treffen sind, der Reichstag nicht beschlußfähig ist, weiß man längst. Deshalb vermeidet man auch an diesen Tagen solche Abstimmungen, bei denen von irgend einer Seite die Anzweifelung der Beschlußfähigkeit zu erwarten ist, und begnügt sich mit solchen, deren Resultat keinem Zweifel unterliegt. So konnte man vorgestern trotz der Leere der Bänke getrost den Etat für Kiautschau erledigen. Schon die Budgetkommission hatte ihn sehr wohlwollend behandelt und nur an einigen Titeln geringe Abstriche vorgenommen; im Plenum herrschte vielfache Stimmung, die denn auch durch Annahme der Kommissionsanträge zum Ausdrucke kam. Als dann aber der Rest des Militäretats erledigt werden sollte, wagte man sich an die schon am Freitag an der Beschlußunfähigkeit des Hauses gescheiterte Abstimmung über Reparaturkosten der beiden Kreuzer: „Kaiserin Augusta“ und „Irene“ nicht heran, denn in dieser Frage waren die Meinungen zu geteilt, als daß man keinen Widerspruch gegen die Entscheidung vor so spärlich besetzten Bänken hätte gewärtigen müssen. Diese Abstimmung wurde also abermals hinausgeschoben. Um so munterer ging man an die Entscheidung über Titel heran, die sich auf die Armierung neuer Schiffe beziehen und an denen die Kommission mit großer Mehrheit größere Abstriche vorgenommen hat. Das Reichsmarineamt hat sich in diese Abstriche gefügt; doch verlagte sich Staatssekretär v. Tirpitz nicht die Bemerkung, daß, da die Armierungen nun einmal notwendig seien, die betreffenden Forderungen im nächsten Etat selbstverständlich entsprechend höher ausfallen würden. Durch diese Bemerkung fällt ein recht bezeichnendes Licht auf das Verfahren der Budgetkommission. Um nur wenn irgend möglich eine Zuschußanleihe zu vermeiden, werden Forderungen ganz willkürlich beschnitten, während man weiß, daß sie ganz und gar unvermeidlich sind. Das Plenum nahm aber die Kommissionsvorschläge wie gewöhnlich unbesehen an. Zu einer Debatte kam es nur noch über die Forderung zur Erbauung eines neuen Dienstgebäudes für das Reichsmarineamt und zum Ankauf eines Grundstücks dazu. Aber auch diese Debatte änderte nichts an der gemeinsamen Arbeitsgeistlosigkeit des Hauses; es blieb bei der von der Kommission beliebten Streichung der geforderten Summe. Seinem Schicksale entging aber das Haus trotz der geübten Vorsicht nicht; die Sitzung fand ein jähes Ende bei der Prüfung der Wahl des Abg. Sieg. Diese Wahl ist ein wahres Schmerzenskind für den Reichstag. Zunächst hat die Wahlprüfungskommission darüber bereits Bericht erstattet, zuletzt etwa vor einem Jahre mit dem Antrag auf Ungültigkeitserklärung. Als nun am Sonnabend der Abg. Bassermann sie mit Rücksicht auf die schleche Besetzung des Hauses Aussetzung der Entscheidung über den nur mit 7 gegen 6 Stimmen erfolgten Kommissionsantrag beantragte und die Herren Singer und Dasbach, die nicht zugehen wollten, daß einem nationalliberalen Angeordneten recht sei, was sie für zwei Kreuzer billig gefunden hatten, diesem Antrage widersprachen, erfolgte die Bezweifelung der Beschlußfähigkeit des Hauses und damit der Schluß der Sitzung.

Zur Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes.

Bekanntlich hatte sich die „Tägl. Rundsch. von ihrem Münchener Vertreter versichern lassen, „daß, entgegen allen anderen Meldungen, Bayern, dem bewährten Rate Crailsheims folgend, im Bundesrate auch diesmal gegen die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes stimmen werde“. Heute erklärt die Münchener „Allgem. Ztg.“, diese Versicherung beruhe ihres Erachtens auf „willkürlicher Kombination“. Diese Erklärung war vorauszusehen; denn daß man den Grafen Crailsheim durch den Freiherrn von Podewils ersetzt habe, um dem „bewährten Rate“ des Ersteren zu folgen, ist sehr wenig wahrscheinlich. Auch das Gerücht, es sei zwischen dem Kaiser und dem Grafen Bülow wegen dessen Stellung zur Jesuitenfrage eine gewisse Verstimmung eingetreten, an der eine „hohe Frau“ nicht unbeteiligt sei, wird dadurch widerlegt, daß am Freitag beide Majestäten den Reichskanzler mit ihrem Besuche beehrten. Weiter wird von wohlinformierter Seite auf das bestimmteste bestritten, daß die preußische Regierung auf Einbringung ihres Antrages beim Bundesrate oder auf eine Beschlußfassung darüber verzichtet hätte. Und endlich wird vor der Annahme gewarnt, es könnte sich die Mehrheit des Bundesrats in der Auffassung belehren, daß schon 14 Stimmen für die Aufrechterhaltung des § 2 ausreichen würden, weil seine Bestätigung eine Verfassungsveränderung einschließe. Um so nötiger erscheint es, daß die Bewegung gegen die Abbröckelung des Jesuitengesetzes immer lebhafter werde. Daß die §§ 1 und 3 des Gesetzes durch die Beseitigung des § 2 wesenlos und wertlos würden, haben wir wiederholt ausgeführt. Sehr mit Recht macht in dem gleichen Gedankengange die „Nat.-Zeitung“ darauf aufmerksam, daß auch die angesehenen nationalliberalen Parlamentarier, die seinerzeit gegen den § 2 stimmten, oder später Bedenkungsworte, wie Rudolf v. Bennigsen, für seine Aufhebung eintraten, nicht beabsichtigt haben können, durch diese Aufhebung das Gesetz zu einer „lex imperfecta“, einem unvollständigen Gesetze, zu machen, in dem es an jeder Handhabe gebräche, vor allem das Niederlassungsverbot des § 1 auch wirklich durchzuführen. Gewiß sowohl, der 1872 gegen den Paragraphen stimmte, wie Bennigsen, der 1896 zu einer neuen Prüfung der Frage bereit war, hätten sich der Notwendigkeit nicht versagt, zur Durchführung des Verbots der Ordenstätigkeit der Gesellschaft Jesu anstatt des § 2 eine andere Anordnung, sei es durch eine Strafbestimmung oder sonstwie, zu schaffen. Die bloße Existenz des § 2 — auch dieser Erwägung ist zuzustimmen — hat bewirkt, daß er seit Jahrzehnten nicht mehr angewendet zu werden brauchte; Unzuträglichkeiten werden sich erst einstellen, wenn zur Durchführung des § 1 Maß ähnlich der gewöhnlichen Polizeipraxis erforderlich werden. Das Zentrum mag — so führt die „Nat.-Ztg.“ aus — vielleicht gerade die aus solchen Maßnahmen zu erwartenden Konflikte herbeiwünschen, um sie als Beweis für die Unhaltbarkeit auch des Restes des Gesetzes zu verwerten. Deshalb ist es ein richtiges Gefühl, das die Aufhebung von § 2 mit der Wiederzulassung der Jesuiten ohne weiteres identifiziert. Mehr als in irgend einer anderen Frage heißt es hier: Principiis obsta! Und deshalb hoffen wir, daß dem Bundesrate doch noch zu der Erkenntnis verholfen werde, daß er sich durch die Beseitigung des § 2 in Widerspruch mit den besten Kreisen des Volkes setzen würde.

Der aufgeschobene Zarenbesuch.

Die Verschiebung des Gegenbesuches Kaiser Nikolaus' II. in Rom, wo derselbe bereits in diesem Frühjahr erwartet worden war, auf den Herbst, hat nach von uns mitgeteilten Berichten italienischer Blätter dort sehr verstimmt. Hierzu wird der „Pol. Korr.“ aus Petersburg geschrieben:

Die Behauptung mancher italienischer Blätter, nach welchen der Besuch des russischen Kaiserpaares in Rom für das Frühjahr 1903 angekündigt gewesen wäre, ist durchaus unzutreffend. Es steht in dieser Beziehung bloß das eine fest, daß Kaiser Nikolaus II. den Besuch des Königs von Italien im Laufe dieses Jahres zu erwidern beabsichtige. Irgend eine nähere Bezeichnung des Zeitpunktes, für welchen diese Reise in Aussicht genommen ist, erfolgte weder von der maßgebenden Stelle, noch sonst von amtlicher Seite. Der Ankündigung, daß der Gegenbesuch im Herbste stattfinden wird, kann somit keineswegs die Deutung gegeben werden, als ob man in Petersburg von einem früher ins Auge gefaßten Termin abgekommen wäre und die Reise verschoben hätte; es entbehrt daher die Ansicht, daß möglicherweise politische Erwägungen hierbei im Spiele seien, über welche Aufklärung verlangt werden müsse, jeder Berechtigung.

In Rom glaubt man, daß der Zar im Oktober oder November d. J. Gast des italienischen Hofes sein werde. Für wahrscheinlicher hält man es, daß der russische Herrscher sich für den November als die für einen Besuch Roms günstigere Jahreszeit entscheiden werde. — Daß man in Italien absolut keinen Grund gehabt hätte, den Zarenbesuch bereits im Frühjahr zu erwarten, kann man freilich trotz dieser offiziösen Versicherung füglich nicht annehmen. Man braucht aber deshalb in der Annahme des Gegenbesuchs auf einen späteren Termin noch kein Zeichen der Erkaltung der russisch-italienischen Beziehungen zu sehen. Die ungeklärte Lage auf der Balkanhalbinsel gibt eine ausreichende Erklärung dafür, daß der Zar nicht gerade jetzt seine Staaten zu verlassen wünscht; ohne daß man darin nun auch gleich ein beunruhigendes Symptom zu sehen braucht. Der französischen Presse wird freilich durch den Umstand, daß der Gegenbesuch Kaiser Wilhelms in Rom so viel früher als der des Zaren stattfindet, ein böser Strich durch die Rechnung gemacht. Das Umgekehrte hätte sich so weit als Beweis für die gelockerten Beziehungen Italiens zum Dreibunde und seine weitere Annäherung an den Zweibund verwenden lassen.

Frankreich und das marokkanische Problem.

In einem Artikel des „Imparcial“, eines vielgelesenen Blattes Madrids wird von einem der besten Kenner der marokkanischen Verhältnisse ein Artikel über „Das marokkanische Problem“ veröffentlicht. Jene Zeitung schreibt, daß in Frankreich die Ansichten über die Marokko gegenüber zu befolgende Politik sehr geteilt seien. Eine bestimmte Richtung verlange die kriegerische Okkupation aller jener Gebietsteile, deren Besitz Frankreich zum Herrn des Landes machen könne, eine andere — offenbar die einflußreichere — wünsche jedoch keine Eroberung auf diesem Wege, weil eine solche zu Konflikten mit aller Welt führen müsse; sie fördere deshalb nur eine allmähliche, stetig fortschreitende Ausdehnung des französischen Einflusses auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete, eventuell unter zeitweiliger Anwendung militärischer Mittel. Auch könne man, so sagen die Vertreter dieser Ansicht, die Grenzen Frankreichs von Jahr zu Jahr verschieben. Die französische Politik wolle deshalb gar keine Festlegung der Grenzen zwischen Algerien und Marokko; denn wie künftig eine solche auch ausfallen möge, so werde sie doch stets ungünstiger als die Möglichkeit unbegrenzten Vordringens bleiben. Desgleichen habe das Fehlen der Grenzen in der Sahara den Franzosen Gelegenheit gegeben, sich Taats zu bemächtigen und begünstige jetzt ihr Vordringen in Figi. Aehnliche Vorteile wären Frankreich bereits auch an anderen Grenzstellen Marokkos zugefallen, wie im einzelnen aufgezählt wird. Schon Washington habe gesagt, daß beim Fehlen von festen Grenzen zwischen zwei Staaten die Unsicherheit stets dem Stärkeren von ihnen zu gute komme. Eine dritte Richtung in Frankreich — meint der „Imparcial“ — strebe eine völlige Lösung der Frage durch ein Einverständnis Englands und Frankreichs an. Ein solches könne zwar den Franzosen manchen Nutzen in Einzelheiten bringen, aber doch nicht reinen Tisch machen, weil es den Spaniern ein cauchemar sei. Es werde also wohl bei dem bisherigen System bleiben, demzufolge Marokko von Frankreich wie eine Artischocke verspeist wird.

Die Arbeiterfrage in Südafrika.

Man schreibt uns aus London: Lord Milner hat eine Konferenz von Delegierten aller bedeutenderen Minengesellschaften nach Bloemfontein berufen, um die Frage des Arbeiterersatzes gründlich zu diskutieren. Die Angelegenheit hat die verschiedensten Phasen durchgemacht. Von der Annahme ausgehend, daß man für die nächste Zeit auf die Kafferenarbeiter jedenfalls nur in ganz ungenügendem Maße rechnen könne, hat man zuerst an das Heranziehen anderer schwarzer Arbeitskräfte gedacht und sich in verschiedenen Gegenden Afrikas umgesehen. Diese Anwerbungen lieferten ein mehr oder weniger ungünstiges Resultat und auf das Hauptoperationsfeld Uganda mußte man gänzlich verzichten. Die an der Entwickelung Ugandas beteiligten Kreise protestierten gegen die Entziehung der für dieses Gebiet selbst nötigen Arbeitskräfte; überdies scheint es kaum durchführbar, die an ganz andere klimatische und Nahrungsverhältnisse gewöhnten Bewohner Ugandas in den Grubendistrikt zu bringen. Ferner lag die Gefahr der Einschleppung der Schlafkrankheit vor. Anderseits bemarben sich China, Japan und Indien. Gegen den Import „gelber Arbeitskräfte“ erhob man von anfang an leidenschaftliche Einsprache, und unter diesem Drucke der öffentlichen Meinung fand der Vertreter Japans, welcher bald nach dem Friedensschlusse Südafrika besuchte, um sich über die Aussichten für den Handelsverkehr, wie für die Abgabe überschüssigen Arbeitsmaterials zu unterrichten, trotz seiner Stellung als Vertreter des Alliierten überall eine derart ablehnende Haltung, daß es zu keinen tatsächlichen Verhandlungen in betreff der Arbeiterfrage kam. Da die Bezahlung von weißen Arbeitern unmöglich erschien und da man in anderen Distrikten Afrikas kein Material fand, drängte die fortschrittliche Gruppe der Minenbesitzer, welche die Interessen der Entwickelung der Minen als allein maßgebend und alle anderen Bedenken für Vorurteile erklärte, auf den Import chinesischer Arbeiter. Vor allem war es der Minenbesitzer und Financier Albu, der in dieser Richtung wirkte. Es wurde bekanntlich auch ein Kommissar nach China entsendet, um im Auftrage der Minenkammer zu Johannesburg Erhebungen anzustellen. Man kann sich aber doch nicht verhehlen, daß dem Uebergehen des alliierten Bewerbers, der sich jetzt nicht wieder weitere, große Bedenken entgegenstellen. Man übersieht wohl auch auf keiner Seite, daß mit dem Importe chinesischer Arbeiter schon ganz eigenartige Erfahrungen gemacht wurden. Jetzt scheint endlich ein anderer Ausweg gefunden zu sein. Indien tritt als erster

Feuilleton.

8]

Miß Rachel Saltoun.

Roman von Florence Marryat.

Nachdruck verboten.

Siebentes Kapitel.

Die Morgenstunde war trotz aller Gegensätze in den Anschauungen sehr angenehm und nutzbringend für die Herrin von Catherstone. Mr. Salter ist ein gutes Teil mehr für sie, als er versprochen hatte. Er setzte sich sogar neben ihre Staffelei, während er dies und jenes an ihrer Malerei riet und erklärte, und lobte sogar ihre Zeichnung und munterte sie zu neuer Anstrengung auf, so daß sie sich, ohne daß er ihr geschmeichelt hätte, durch ihre Kunst glücklicher fühlte, als seit langer Zeit. Er sprach nicht viel, aber was er sagte, hatte Hand und Fuß und ließ sie fühlen, daß er der Meister und sie die Schülerin war, die noch viel zu lernen hatte.

Einmal während des Vormittags blickte sie zu ihm auf und sagte: „Es kommt mir ganz unglaublich vor, daß Sie, der Schöpfer des „Erwachens der Seele“, sich herablassen, meine erbärmlichen Versuche zu verbessern. Sie verschwenden Ihre kostbare Zeit. Für mich würde der erste beste gut genug sein.“

„Das finden Sie?“ versetzte er lächelnd. „Wie unfreundlich, mir das zu sagen! Wir kommen so hübsch vorwärts, daß ich mir soeben schmeichelte, daß kein anderer es so gut gemacht haben würde. Aber ich will jetzt an die Arbeit gehen, dann können Sie nicht mehr sagen, daß ich meine Zeit verschwende. Sie haben das Licht auf der andern Seite des Teiches sehr gut gemacht und verstehen entschieden mehr, als Sie sich selbst zutrauen. Miß Saltoun, Ich werde gelegentlich Stunden bei Ihnen nehmen müssen.“

Und herzlich über diesen Einfall lachend, sahen die Dreiundzwanzigjährige und der Siebenundzwanzigjährige nebeneinander, malten denselben Gegenstand und vergaßen für den Augenblick ganz, daß die eine die Enkelin des Herzogs von Craig-Morris und der andere der Sohn eines Strumpfwirkers war.

„O weh!“ rief Rachel, auf die Uhr blickend, „es ist drei Uhr, und die arme Mrs. Cranley wartet seit einer Stunde mit dem Luncheon auf mich. Ich muß wirklich gehen, Mr. Salter.“

Gleichzeitig fing sie an, ihre Staffelei und das Zubehör zusammenzupacken.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu helfen“, sagte Geoffry Salter und nahm ihr die Sachen aus der Hand. „Gehen Sie zum Luncheon, Miß Saltoun; ich nehme Ihre Staffelei mit der meinen nach Hause.“

„Das möchte ich nicht gern“, erwiderte sie ablehnend.

„Bin ich nicht gut genug, Ihr Malgerät zu tragen?“

„O, Mr. Salter, wie können Sie das sagen! Ihr Anerbieten ehrt mich, und da ich eine Dame bin, nehme ich es an. Aber nur, weil ich eine Dame bin, merken Sie sich wohl.“

„Ich würde es nicht angeboten haben, wenn Sie keine Dame wären“, sagte er und blickte sie an.

Seine Hand hatte unversehens die ihre berührt, als er ihr die Zeichengeräte abnahm, und Rachels Hand hatte dabei gebebt. Sie ärgerte sich jetzt sowohl über ihn wie über sich selbst. Sie wandte sich ab und schritt mit einem kurzen „Danke sehr!“ nach dem Hause zurück.

Was für eine stolze Seele! dachte er, ihr nachblickend. Wie hochmütig und doch wie echt und rein! Sie kämpft für die Vorurteile, in denen sie aufgezogen ist . . . und ich tue das Gleiche. Und doch, wenn die Sache umgekehrt läge, und sie des Strumpfwirkers Tochter und ich der Enkel des Herzogs wäre, welch' tatsächlicher Unterschied würde zwischen uns bestehen? Gar keiner. Sie ist aber ein stolzes Mädchen und handelt nach ihren Ansichten, wie ich nach den meinen. Es ist ein Jammer . . . Ach, Unsinn! Es ist überhaupt gar kein Jammer dabei.

Damit machte sich Geoffry Salter, eifrig vor sich hinpfeifend, an die Arbeit.

Rachel schlenderte unterdessen nach dem Hause hin, ohne sich besonders zu beeilen. Kate Cranley war ihre Gesellschafterin und konnte warten, dachte die Besitzerin von Catherstone. Und als sie an den Luncheontisch kam, fand sie, daß sie ebensogut hätte fortbleiben können, da sie nicht den geringsten Hunger hatte.

„Nun, was bedeutet das?“ rief Mrs. Cranley, die mitunter mehr fragte, als ihrer Herrin lieb war. „Mögen Sie nicht essen? Dies ist ein wundervolles Curry. Versuchen Sie doch ein wenig davon. Vergessen Sie nicht, welche anstrengenden Pflichten heute abend auf Sie warten.“

„Ich vergesse es nicht, aber ich habe keinen Hunger.“

„Obgleich Sie den ganzen Morgen im Freien gewesen sind! Das kann ja gar nicht sein. Mr. Salter hat gewiß etwas gesagt, was Ihnen den Appetit verdorben hat.“

Rachel sah aus, als ob sie sie zermalmen könnte. „Was meinen Sie? Was kann Mr. Salter damit zu tun haben? Sie vergessen sich, Mrs. Cranley. Hoffentlich haben Sie nicht die Anordnungen für den Abend vergessen? Sind die bunten Lämpchen bereit? Und weiß der Gärtner Bescheid wegen der Blumenarrangements?“

„Jawohl, Miß Saltoun, alles ist bereit, und ich glaube, die Haushälterin übertrifft sich heute selbst mit dem Souper. Soll ich für den Nachmittag den Wagen bestellen?“

„Nein, ich danke, wenn Sie nicht selbst spazieren fahren wollen. Ich habe Kopfschmerzen und gehe auf mein Zimmer. Ich glaube, die Sonne ist mir heute morgen zu viel geworden.“

Jawohl, an der dunkelsten Stelle des Parkes! dachte Kate Cranley, als Rachel das Zimmer verließ. Das klingt sehr wahrscheinlich! Vor vier Stunden gingen sie hinaus. Sie müssen sich viel zu sagen gehabt haben. Der Herzog würde sich freuen, wenn er dies hörte; aber ich muß erst herausbekommen, was Mr. Salter eigentlich ist. Man könnte ihn seinem Aeußeren nach für einen verkleideten Prinzen halten; aber er könnte auch der Sohn eines Schneiders sein. Es ist schließlich wenig Unterschied dabei, wenn sie gut gekleidet sind . . . Er oder sein Genie haben's ihr angetan, das ist keine Frage. Ich habe sie nie so schwach oder so wenig selbstbewußt gesehen. O, Amor, du unnützer Scheim, du machst alles gleich! Aber wenn du es auf Geoffry Salter abgesehen hast, dann würde ich nicht umgern Rachel Saltoun sein!

* * *

Die Abendgesellschaft wurde durch ein ungewöhnliches Ereignis ausgezeichnet; der Herzog von Craig-Morris hatte die Gnade, zu erscheinen. Rachel, in blaßrosa Seide mit ebensolchen Perlen gekleidet, empfing ihre Gäste. Als sie ihren Großvater in die Tür treten sah, durchzuckte sie augenblicklich der Gedanke, daß er gekommen war, um sie zu beobachten, und ihr Stolz flammte empor. Sie bedauerte jetzt sehr, daß Geoffry Salter ihrer Einladung nicht gefolgt war. Wie sie sich ihm den ganzen Abend gewidmet haben würde! Die Gelegenheit, die Wünsche ihres Großvaters zu durchkreuzen, wurde ihr jedoch auf andere Weise verschafft.

Die Unterhaltung des Abends stand auf der Höhe. Die besten Künstler hatten gesungen und deklamiert, und die Pärchen, die sich auf die Terrasse hinausbegeben hatten, kehrten zum Souper, das eben angemeldet worden war, zurück, als plötzlich ein schrecklicher Geruch durch die gefüllten Räume drang.

„Feuer?“ schrie Rachel und erblaßte bei dem Gedanken an die Gefahr, die ihren kostbaren Besitztümern drohte. „Wo kann das Feuer sein?“

„In den Ställen, Madam“, flüsterte ein Diener. „Es ist auf dem Kornboden ausgebrochen, Mathews hat zwei Leute nach Rochampton wegen der Feuerspritze geschickt und die übrigen tun, was sie können, um die Flammen niederzuhalten.“

„O, meine Pferde! Meine Ponies!“ rief Rachel außer sich, in deren Natur die Liebe zu den Tieren tief begründet lag. „Was hat man mit ihnen gemacht? Sind sie alle in Sicherheit?“

„Mathews tut, was er kann, Madam; aber die Türen sind geschlossen, und die Feuersbrunst greift um sich.“

Sie stand im Begriffe, in ihrem seidenen Gesellschaftskleide hinauszustürzen, um ihren Lieblingen zu Hülfe zu kommen, als der Herzog sie zurückzuhalten versuchte. „Liebes Kind, bedenke doch, wer du bist und wo du bist, und überlasse dies deiner Dienerschaft.“

„Soll ich meine armen Tiere verbrennen lassen, während die Dummköpfe dabei stehen und zusehen? Das fällt mir nicht ein!“ rief sie heftig und eilte hinaus, gefolgt von den meisten Herren der Gesellschaft.

Es war ein furchtbares Schauspiel, das sich ihnen bot. Das Feuer hatte um sich gegriffen, Heu und Stroh brannten lichterlich, und die gesprungenen Fensterscheiben des Stalles flirrten hell in den Hof hinab. Von drinnen hörte man das Stöhnen und Schnaufen der geängstigten Pferde, die das Unheil näher kommen sahen; aber außer einigen unnützen Versuchen, die Stalltüre einzuschlagen, machte in der versammelten Menge niemand eine Anstrengung, sie zu befreien.

„Wo sind die Schlüssel?“ schrie Rachel in voller Aufregung.

„Verzeihen Sie, Madam, der Kutscher hat sie in der Tasche, und wir wissen nicht, wohin er gegangen ist.“

„Dann brecht die Türen auf! Wollt Ihr denn dabeistehen und zusehen, wie meine Pferde umkommen?“

Die Leute suchten mit vereinter Kraft die starken Stalltüren einzuschlagen, aber ohne sichtlichen Erfolg. Schon schlugen die Flammen durch die offenen Fenster hinein

SLUB
Wir führen Wissen.